

Soziologie des Lebensverlaufs

Fend, Helmut, Fred Berger, und Urs Grob (Hrsg.): Lebensverläufe, Lebensbewältigung, Lebensglück. Ergebnisse der Life-Studie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2009. 482 Seiten. ISBN: 978-3-531-15352-0. Preis: € 39,90.

Rolf Becker

Inzwischen zählt die Lebensverlaufsfor schung zu den etablierten Bereichen der empirischen Sozialforschung. So werden Lebensverläufe unterschiedlicher Geburtsjahrgänge herangezogen, um einerseits Prozesse gesellschaftlicher Entwicklung und andererseits Mechanismen sozialen Wandels aufzudecken. In Anlehnung an die Fragestellung Max Webers werden institutionelle Ordnungen und gesellschaftliche Verhältnisse als zentrale Rahmenbedingungen für die Sozialstruktur von Lebensverläufen und des sozialen Handelns im Lebenslauf angesehen. Anhand ereignisorientierter Längsschnittdaten werden damit verbundene Fragestellungen wie Wechselbeziehung von sozialstruktureller Differenzierung und individuellen Lebenschancen, Steuerung von individuellen Lebensverläufen durch gesellschaftliche Ordnungen und staatliche Regulierungen, die Interdependenz von gesellschaftlichen Strukturen und Institutionen mit der individuellen Handlungsebene des Lebensverlaufs sowie Lebensverlauf als endogener Kausalzusammenhang untersucht. Versuchsweise wird diese Fragestellung ergänzt aus der psychologischen Sicht von „life-span development“ mit den Bedingungen für erfolgreiche psychische Entwicklung, für Bewältigung von Lebensereignissen und für subjektives Wohlbefinden. Ziel ist es, Kontingenzen von Lebensverläufen zu beschreiben und zu erklären.

Dieser Zielsetzung folgt auch die von Helmut Fend initiierte und mit seinen Mitarbeitern im Jahre 2002 durchgeführte Erhebung „Lebensverläufe ins frühe Erwachsenenalter“ (Life). Nach rund 20 Jahren werden dieselben Personen, die bereits an der zwischen 1979 und 1983 durchgeführten Konstanzer Studie „Entwicklung im Jugendalter“ teilgenommen haben, wieder befragt. Abgesehen von den üblichen methodischen Problemen von Panelstudien bieten die retrospektiv erhobenen Daten für die 35-jährigen Erwachsenen (Geburtsjahrgang 1966/67) das Potenzial, deren Lebensverlauf seit dem 12. Lebensjahr detailliert zu rekonstruieren. Im Vordergrund stehen Übergänge in die Erwerbstätigkeit und ökonomische Selbstständigkeit, die soziale Entwicklung und der Übergang in den Erwachsenenstatus, die politische und kulturelle Partizipation im Lebenslauf und schließlich die psychosoziale Entwicklung und Lebensbewältigung. Diese Lebensbereiche bilden auch die vier Teile des vorliegenden Sammelbandes.

In seinem Beitrag über „Chancengleichheit im Lebenslauf – Kurz- und Langzeitfolgen von Schulstrukturen“ untersucht Helmut Fend Bildungsgerechtigkeit aus der Perspektive des Lebenslaufs anhand der „repräsentativen Chancengleichheit im Lebenslauf“ und „der Leistungsgerechtigkeit im Sinne der bedingten Chancengleichheit“ (S. 39). Hierbei knüpft er an seine Studien über die Gesamtschulen und ihre Rolle an, soziale Ungleichheiten von Bildungschancen zu verringern. Abgesehen vom Flüchtigkeitsfehler, dass behauptet wird, in PISA-Studien würde die Bildungsungleichheit anhand des Gradienten von sozialer Herkunft und Bildungsniveau (gemeint ist wohl gemessene Kompetenz) deutlich, kann Fend empirisch belegen, dass die strukturelle wie institutionelle Ausprägung des Schulsystems

eine Dimension ist, die zu Bildungsungleichheiten beiträgt. Für die weiterführende Schul- und Berufsausbildung haben Schulstrukturen jedoch keine weitreichenden Effekte auf Chancen des Bildungserwerbs. Bei den Analysen über den Einfluss von Intelligenz und sozialer Herkunft auf die Bildungslaufbahnen wurde jedoch die Interaktion der beiden erklärenden Faktoren nicht kontrolliert, so dass die sekundären Herkunftseffekte überschätzt werden. Es wäre auch wünschenswert gewesen, die Daten für die um 1966 und 1967 Geborenen mit den Daten der Deutschen Lebensverlaufsstudie mit einer Vielzahl von Kohorten, die der „scientific community“ zur Verfügung stehen, systematisch zu vergleichen. Dann hätte geklärt werden können, ob die Schulstrukturen vornehmlich Kurzzeiteffekte, auch mit positiven Ergebnissen für Kinder aus bildungsfernen Schichten, bis zum Ende der Sekundarstufe I für den Bildungserfolg im Lebenslauf haben, und dann wären auch die Daten systematischer ausgewertet und bei der Interpretation nicht überstrapaziert worden. Karin Stuhlmann stellt sich der Fragestellung, ob die Realisierung von Berufswünschen durch die Identitätsentwicklung im Jugendalter vorhersagbar ist. Trotz vielfältiger Änderungen zwischen dem 15. und 35. Lebensjahr scheinen Berufswünsche wegweisend für das Handeln in Bezug auf Berufsausbildung und Erwerbstätigkeit zu sein. Die Rolle der Identitätsentwicklung ist offensichtlich signifikant, aber relativ für die Realisierung von Berufswünschen, die zwischen Berufsfeldern stark variiert. Die Frage, ob sich Mehrfachausbildungen für den beruflichen Aufstieg lohnen, verfolgen Wolfgang Lauterbach und Mareike Weil. Abgesehen von konzeptuellen Unklarheiten über die Rationalität von Ausbildungsentscheidungen und fehlenden Spezifikationen in der theoretischen Argumentation ist auch der Nutzenbegriff nicht immer eindeutig. Es ist viel von nutzensteigernder Wirkung von Ausbildungen die Rede, aber wenig davon in der empirischen Analyse zu sehen. Unklar bleibt die Vergleichsgröße. Sind es andere Personen mit weniger Bildung (offensichtlich ist das der Fall) oder sind es die beruflichen Aufstiege (also nicht gemessene Veränderungen im Berufsverlauf)? Nehmen Personen den beruflichen Status im ersten Hauptberuf als kurzfristigen und den im Alter von 35 Jahren als langfristigen Nutzen wahr? Oder ist das eine Vorentscheidung der Forscher? Wie ist es mit Personen, die kurz vor dem Erhebungszeitpunkt erwerbstätig wurden? Bereits die Humankapitaltheorie als spezifische wie strikte Rational-Choice-Theorie hätte wie die Signal- und Filtertheorie Hilfestellung bieten können. Und die fehlende Kontrolle der Arbeitsmarktstrukturen – die historischen Opportunitäten, die in den Analysen nicht abgebildet werden – und des Verhaltens von Arbeitgebern (übrigens auch rationale Akteure mit Nutzenerwartungen) als „gate keeper“, vorzüglich beschrieben im „labour queue model“ von Lester Thurow, sowie die unterlassene Kontrolle von Berufserfahrung schränkt die Tragfähigkeit der präsentierten Daten drastisch ein. Das Potenzial der Verlaufsdaten wird nicht ausgeschöpft, da berufliche Aufstiege, etwa im Sinne steigender Renditen im Berufsverlauf, nicht gemessen werden. Dem Beitrag hätte eine Überarbeitung gut getan. Judith Glaesser stellt psychosoziale Bedingungsfaktoren für Arbeitslosigkeit beim Berufseinstieg in den Mittelpunkt ihres Beitrags. Während abgebrochene Ausbildungen oder Scheidungen der Eltern das Risiko, bei der Berufseinmündung arbeitslos zu werden, steigern, wirkt sich das soziale Kapital risikoverringend aus. Allerdings zeigen konträre wie wenig plausibel erscheinende Befunde die Grenzen der verwendeten Daten auf. In seinem Beitrag versucht Werner Georg mittels Strukturgleichungsmodellen den Berufsstatus von Frauen und Männern im Längsschnitt vorherzusagen. Im Grunde genommen werden die Befunde der Statuszuweisungsfor-

sung repliziert. Theoretisch wenig überzeugend und methodisch fragwürdig ist der Beitrag von Helmut Fend über die Einkommensverteilungen und -entwicklungen. Der Fundus an Lohntheorien und der Forschungsstand über Bildungsrenditen (etwa aus der Deutschen Lebensverlaufsstudie) scheinen nicht präsent zu sein. Weder werden Korrekturen von „sample selection bias“ für Frauen vorgenommen noch wird die Berufserfahrung als weitere Größe für Bildungsrenditen neben der formalen Ausbildung (Stichwort: „Mincer equation“) kontrolliert. Die institutionalisierte Verknüpfung von Löhnen mit Arbeitsplätzen und den dort geforderten Qualifikationen wird ignoriert. Schließlich bleiben die Schätzungen der aktuellen Nettoeinkommen im Erwachsenenalter fehlspezifiziert, wenn die Kontingenz des vorhergehenden Berufsverlaufs ausgeblendet wird. Aber ihre Kontrolle macht die Stärke von Längsschnittdaten und die Besonderheit der Lebensverlaufsforschung aus. Somit bleibt dieser Beitrag, dem eine gründliche Überarbeitung gut getan hätte, wie der gesamte erste Abschnitt des Sammelbandes in theoretischer wie methodischer Hinsicht, man muss es leider in dieser Deutlichkeit sagen, weit hinter dem aktuellen Forschungsstand in der Einkommens-, Armuts- und Wohlfahrtsforschung zurück.

Der erste Beitrag von Fred Berger im zweiten Teil des Sammelbandes über den Auszug aus dem Elternhaus knüpft an den aktuellen Forschungsstand an. Der Forschungsstand wird souverän aufgearbeitet und endlich werden Verfahren der Ereignisanalyse in überzeugender Weise verwendet. Indem die Rolle individueller Ressourcen und persönlicher Entwicklungen im Lebenslauf in Rechnung gestellt werden, ist dieses Kapitel von Berger ein sorgfältig ausgearbeiteter Beitrag zur Lebensverlaufsforschung. In seinem zweiten lesenswerten Beitrag untersucht Fred Berger die intergenerationale Transmission von Scheidung. Auch wenn er für die multivariaten Analysen statt der Cox-Regression das Sichel-Modell von Diekmann und Mitter hätte verwenden sollen, bestätigt er nicht nur den derzeitigen Forschungsstand, sondern kann die Informationen des Life-Datensatzes für weiterführende Erkenntnisse verwenden, welche die Prozesse und Mechanismen der intergenerationalen Transmission von Scheidungsrisiken transparent machen. Ob die Qualität der Partnerbeziehung intergenerational vererbt wird, ist die von Andrea Erzinger verfolgte Fragestellung. Das Aufwachsen in einer intakten, aber als unglücklich erfahrener Elternbeziehung führt nicht zwangsläufig zu geringerer Wertschätzung und Intimität in der eigenen Partnerschaft sowie zu häufigeren Konflikten in der eigenen Partnerschaft. Unterschiede zwischen den Geschlechtern und Erfahrungen im Lebenslauf sind wichtige intervenierende Faktoren. Die Arbeitsteilung in der Partnerschaft ist Gegenstand des Beitrages von Urs Grob und Karin Stuhlmann. Sie zeigen dafür die Bedeutung früher Sozialisationserfahrungen und der Gelegenheitsstrukturen in der Partnerschaft empirisch auf. Die entscheidungs- und handlungstheoretischen Erklärungsansätze (etwa Neue Haushaltsökonomie) erfahren eine entscheidende Erweiterung, so die Quintessenz, wenn die Sozialisation und die im Lebenslauf akkumulierten Erfahrungen und Ereignisse in Rechnung gestellt werden.

Der dritte Teil des Sammelbandes wird durch den Beitrag von Urs Grob über die Entwicklung politischer Orientierungen (politisches Interesse, politische Wertvorstellungen und Einstellungen gegenüber Ausländern) im Lebenslauf eröffnet. Es werden die Befunde der Sozialisationsforschung im Allgemeinen (frühzeitige Prägung) und der Befunde aus der Deutschen Lebensverlaufsstudie im Besonderen (langfristige Stabilität) bestätigt. Jean-Michel Bruggmann belegt, dass sich Auslandsaufenthalte positiv auf die Toleranz

gegenüber Fremden auswirken Die bekannten Bildungseffekte für Xenophilie werden repliziert. Allerdings befindet er sich im Irrtum, wenn er behauptet, dass in der Life-Studie das methodische Kriterium des pre-/posttest und treatment/control group-Design erfüllt wäre; das ist im quasi-experimentellen Design nur bei gesonderter Kontrolle der Selektivität von Kontroll- und Experimental-Gruppe möglich. Diese wurde jedoch nicht vorgenommen. In einem methodisch interessanten Beitrag analysiert Werner Georg die Entwicklung von Hochkultur im Lebenslauf der Respondenten in der Life-Studie. Er kommt zum Schluss, dass die linearen Modelle als hauptsächliche statistische Verfahren unverzichtbar für die sozialstrukturelle Lebensverlaufs- und Mobilitätsforschung sind, aber dass die zusätzliche Verwendung anderer Verfahren zur differenzierten Aufdeckung von Prozessen und Mechanismen beitragen. Es sei zu den Beiträgen in den drei Teilen noch anzumerken, dass die Vergleiche mit den Querschnittsdaten von ALLBUS 2002 nicht nur überflüssig, sondern methodisch mehr als fragwürdig sind. Man fragt sich als Leser, welches Verständnis von Zufallsstichprobe in der Life-Studie geteilt wird und was soll aus Sicht der Stichprobentheorie mit dem Vergleich der eigenen Stichprobe mit einer anderen Stichprobe wie eben dem ALLBUS 2002 demonstriert werden außer einem eklatanten Missverständnis von „Repräsentativität“? Die Probleme der Life-Stichprobe liegt weniger darin, dass Personen in Frankfurt am Main und in ländlichen Gemeinden an der Bergstrasse und im Odenwald befragt wurden, sondern in der Panelmortalität. Sinnvoller wäre ein eigenständiges Kapitel über die Selektivität bei der Wiederbefragung und ihre Konsequenzen für die Datenqualität und vorgelegten statistischen Analysen gewesen. Das schmälert aber nicht die herausragende Arbeit, die für die Wiederbefragung von Personen nach 20 Jahren geleistet wurde.

Im letzten Kapitel über die psychosoziale Entwicklung und Lebensbewältigung untersucht Anita Sandmeier Rupena in ihrem Beitrag die geschlechtsspezifische Bedeutung sozial-emotionaler Beziehungen für die psychische Gesundheit im Lebensverlauf. Für die soziale und personale Entwicklung des Individuums wird die Ausprägung und Stabilität der Ich-Stärke einschließlich ihrer kontingenten Bedingungen fokussiert. Integration und soziale Anerkennung in der Schule sind wichtige frühe Voraussetzungen für psychische Gesundheit, die sich langfristig auf die personale Entwicklung auswirken. Die Gründe für die Geschlechterunterschiede hierbei können nicht endgültig aufgedeckt werden; sie geben Anlass für weitere Forschung. Im letzten Beitrag des Sammelbandes beschreibt Helmut Fend anhand seiner Daten die Lebensbewältigung im frühen Erwachsenenalter. Die vielen eklektischen Einzelergebnisse können hier nicht wiedergegeben werden; sie verdeutlichen jedoch, dass sich wegen konzeptueller Unterschiede soziologische Lebensverlaufs- und Entwicklungspsychologie nicht so ohne Weiteres ergänzen.

Es sei noch anzumerken, dass die Besprechung eines Sammelbandes selbstredend nicht jedem Beitrag gerecht werden kann. Im Großen und Ganzen ist der vorliegende Band ein Beitrag zur Lebenslaufforschung, weniger zur Forschung von Lebensverläufen. Insgesamt werden die Beiträge den Erwartungen, die durch den Buchtitel geweckt werden, nur teilweise gerecht. Es fehlt die systematische Verbindung zur Lebenslaufforschung, die Anknüpfung an ihren Bestand an Theorien, Methoden und empirischen Befunden. Insgesamt dürfte das Potenzial der Daten nicht ausgeschöpft worden sein. Da gibt es noch viel zu tun – vielleicht mit Hilfe von erfahrenen Lebenslaufforschern mit entsprechenden Kenntnissen in der Verlaufsdatenanalyse.